

# Teju Cole



ROMAN

## Open City

ullstein 



TEJU COLE, geboren 1975, wuchs in Lagos auf. Er ist Schriftsteller, Kritiker, Kurator und Fotograf. Für seine Bücher, darunter der Roman *Open City*, erhielt er zahlreiche Preise, unter anderem den PEN/Hemingway Award, den New York City Book Award, den Windham Campbell Prize und den Internationalen Literaturpreis. Teju Cole ist derzeit Professor für Kreatives Schreiben an der Harvard University. Er lebt in Cambridge, Massachusetts.

Von Teju Cole sind in unserem Hause außerdem erschienen:

*Tremor · Jeder Tag gehört dem Dieb*

# Teju Cole

## Open City

Roman

Aus dem Englischen  
von Christine Richter-Nilsson

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

**Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)



Neuausgabe im Ullstein Taschenbuch  
I. Auflage März 2024  
© für die deutschsprachige Neuausgabe  
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2024 / Ullstein Verlag

© 2011 by Teju Cole  
Alle Rechte der deutschen Übersetzung  
von Christine Richter-Nilsson  
© Suhrkamp Verlag Berlin

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel  
*Open City* bei Random House, New York.

Umschlaggestaltung: Marion Blomeyer  
Titelabbildung: © Teju Cole  
Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und  
Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Gesetzt aus der Aldus nova Pro  
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindearbeiten: ScandBook, Litauen

ISBN 978-3-548-06951-7

*für Karen  
und für Wah-Ming und Beth*



# Teil 1

Der Tod ist eine  
Vervollkommnung des Blickes



# 1

Als ich also im vergangenen Herbst begann, abendliche Streifzüge durch die Stadt zu unternehmen, erwies sich Morningside Heights als guter Ausgangspunkt. Der Weg, der ausgehend von der Cathedral of St. John the Divine den Morningside Park durchquert, führt in nur fünfzehn Minuten zum Central Park. In die andere Richtung, nach Westen, sind es ungefähr zehn Minuten zum Sakura Park, und wenn man sich von dort nach Norden wendet, immer am Hudson River entlang, der aber wegen des Straßenlärms jenseits der Bäume nicht zu hören ist, kommt man nach Harlem. Diese Spaziergänge, ein Kontrapunkt zu meinen geschäftigen Tagen im Krankenhaus, wurden länger und länger und führten mich von Mal zu Mal weiter fort. Oft fand ich mich spätabends in großer Entfernung von zu Hause wieder und war gezwungen, die U-Bahn zurück zu nehmen. So drang New York City zu Beginn des letzten Jahres meiner

Facharztausbildung zum Psychiater im Schrittempo in mein Leben ein.

Kurz bevor ich meine ziellosen Wanderungen aufnahm, hatte ich mir angewöhnt, Zugvögel zu beobachten, und heute frage ich mich, ob zwischen beidem ein Zusammenhang bestand. An Tagen, an denen ich früh genug zu Hause war, blickte ich aus dem Fenster wie ein Augur, der den Himmel nach Zeichen absucht, und hoffte, das Wunder der natürlichen Immigration zu erleben. Jedes Mal, wenn ich Gänse erspähte, die in Formationen über den Himmel schossen, fragte ich mich, wie unser Leben hier unten wohl aus ihrer Perspektive aussah. Würden sie sich jemals solchen Überlegungen hingeben, dann müssten ihnen, stellte ich mir vor, die Wolkenkratzer als ein Wald dicht aneinandergedrängter Tannen erscheinen. Oft genug sah ich, wenn ich den Himmel absuchte, nur Regen oder den diffusen Kondensstreifen eines Flugzeugs, der das Bild im Fensterrahmen zerteilte, und dann zweifelte etwas in mir, ob diese Vögel mit ihren dunklen Flügeln und Hälsen, ihren blassen Körpern und unermüdlichen kleinen Herzen wirklich existierten. Sie waren so unglaublich, dass ich meiner Erinnerung kaum traute, wenn sie nicht da waren.

Gelegentlich flogen Tauben vorbei, auch Spatzen, Zaunkönige, Pirole, Tangare und Mauerschwalben, aber es war schwierig, anhand der winzigen und meist

farblosen Flecken, die vereinzelt am Himmel vorüberzischen, die Vögel zu identifizieren. Manchmal, während ich auf die seltenen Gänsegeschwader wartete, hörte ich Radio. Normalerweise mied ich amerikanische Sender, die für meinen Geschmack zu viele Werbeunterbrechungen machten – Beethoven gefolgt von Skijacken oder Wagner nach Landkäse –, und suchte stattdessen nach Internetradiosendern aus Kanada, Deutschland oder den Niederlanden. Auch wenn ich die Ansager oft nicht verstand, weil meine Kenntnis ihrer Sprachen dürftig war, entsprach das Programm meiner Abendstimmung sehr genau. Da ich damals schon seit über vierzehn Jahren begeistert Klassikradio hörte, kannte ich einen Großteil der Musik, aber einiges war auch neu für mich. Es gab sogar seltene Momente des Staunens, zum Beispiel, als ich auf einem Hamburger Sender ein bezauberndes Stück für Orchester und Alt-Solo von Schtschedrin hörte (vielleicht war es auch von Ysaïe), das ich bis zum heutigen Tag nicht habe zuordnen können.

Ich mochte das Murmeln der Ansager, ihre Stimmen, die aus Tausenden von Kilometern Entfernung gedämpft zu mir sprachen. Ich drehte die Computerauslautsprecher leise und schaute hinaus, geborgen im Klang dieser Stimmen, und plötzlich lag der Gedanke an die Analogie zwischen mir in meinem kargen Apartment und dem Radiomoderator in seiner Studio-

zelle nahe, auch wenn dort, irgendwo in Europa, gerade tiefste Nacht herrschte. Jene körperlosen Stimmen sind in meinem Kopf mit dem Bild der am Himmel ziehenden Gänse verbunden. Dabei habe ich sie gar nicht oft gesehen, vielleicht drei- oder viermal: Meistens musste ich mit dem Farbenspiel der Abenddämmerung vorliebnehmen, dem Taubenblau, dem dreckigen Rouge, dem Rostrot, die allmählich tiefen Schatten wichen. Wenn es dunkel wurde, nahm ich mir ein Buch und las im Schein einer alten Schreibtischlampe, die ich aus einem der Müllcontainer an der Universität gerettet hatte. Ihre Glühbirne war von einer Glashaube bedeckt, die einen grünlichen Lichtschein auf meine Hände, das Buch auf meinem Schoß und die abgenutzten Polster meines Sofas warf. Manchmal las ich mir laut aus dem Buch vor, und dabei fiel mir auf, wie sich meine Stimme auf merkwürdige Weise mit dem Raunen der französischen, deutschen oder niederländischen Radioansager verwob oder mit der dünnen Textur der Violinen im Orchester, eine Wahrnehmung, die dadurch verstärkt wurde, dass der Text, den ich gerade las, zumeist aus einer europäischen Sprache übersetzt worden war. In jenem Herbst verschlang ich ein Buch nach dem anderen: Barthes' *Die helle Kammer*, Peter Altenbergs *Seelentelegramme*, Tahar Ben Jellouns *Der letzte Freund* und andere mehr.

Diese fugenartige Konstellation brachte mich auf

den heiligen Augustinus, der sich über den heiligen Ambrosius gewundert hatte, dem man nachsagte, er habe herausgefunden, wie man lese, ohne die Worte erklingen zu lassen. Es ist tatsächlich eigenartig, das geht mir immer wieder durch den Kopf, dass wir die Worte verstehen können, ohne sie auszusprechen. Augustinus glaubte, Bedeutung und Innenleben der Sätze ließen sich durch laute Aussprache am besten erfahren, aber seitdem hat sich unsere Vorstellung vom Lesen sehr verändert. Man hat uns gründlich gelehrt, dass das Gespräch eines Menschen mit sich selbst als Anzeichen von Exzentrik oder Wahnsinn zu werten sei; wir sind nicht mehr gewohnt, unsere eigene Stimme zu hören, außer in einer Konversation oder in der sicheren Umgebung einer schreienden Volksmenge. Dabei ist ein Buch ein Angebot zum Gespräch: Einer spricht mit dem anderen, und der hörbare Klang ist oder sollte natürlicher Bestandteil dieses Austauschs sein. Also las ich mir selbst laut vor, ich war mein eigener Zuhörer und lieh den Worten eines anderen meine Stimme.

Auf jeden Fall vergingen diese ungewöhnlichen Abendstunden wie im Flug, und oft schlief ich direkt auf dem Sofa ein und schleppte mich erst viel später ins Bett, irgendwann mitten in der Nacht. Nach einem kurzen Schlaf, der sich kaum länger als einige Minuten anfühlte, wurde ich vom Ton meines Handyweckers

wach gerüttelt, den ich auf ein kuriozes Marimba-Arrangement von »O Tannenbaum« eingestellt hatte. In diesen ersten Augenblicken des Wachwerdens, als mich plötzlich das Morgenlicht blendete, rasten meine Gedanken im Kreis, Traumfragmente vermischt mit Passagen des Buchs, das ich vor dem Einschlafen gelesen hatte. Ich wollte die Monotonie dieser Abende brechen, deswegen machte ich mich zu meinen Spaziergängen auf, zwei- oder dreimal pro Woche nach der Arbeit und mindestens einmal am Wochenende.

Anfänglich erlebte ich die Straßen als eine unaufhörliche Geräuschkulisse, ein Schock nach der Konzentration und relativen Ruhe des Tages, so als zerriß jemand die Stille einer abgeschiedenen Kapelle mit einem dröhnenden Fernseher. Ich bahnte mir meinen Weg durch die Menge der Kauflustigen und der Angestellten, durch Baustellen und an hupenden Taxis vorbei. Wenn ich durch belebte Teile der Stadt lief, fiel mein Blick auf mehr Menschen, hundert- oder sogar tausendmal mehr Menschen, als ich den ganzen Tag zu sehen gewohnt war, doch der Eindruck dieser zahllosen Gesichter trug nicht dazu bei, mein Gefühl der Isolation zu lindern; es wurde eher noch verstärkt. Auch die Müdigkeit nahm zu, eine Erschöpfung, die ich seit den ersten Monaten als Assistenzarzt drei Jahre zuvor nicht mehr gespürt hatte. Eines Abends lief ich einfach immer weiter, bis zur Houston Street,

die ungefähr sieben Meilen entfernt lag, und fand mich schließlich in einem Zustand verwirrter Ermüdung wieder. Ich musste kämpfen, um auf den Beinen zu bleiben. An diesem Abend nahm ich die U-Bahn nach Hause, aber anstatt sofort einzuschlafen, lag ich auf dem Bett, zu müde, um mich vom Wachzustand zu lösen. Und in der Dunkelheit ließ ich noch einmal die zahlreichen Ereignisse und Bilder meines Streifzuges ablaufen und versuchte die Begegnungen zu sortieren, wie ein Kind, das mit Bauklötzen spielt und versucht herauszufinden, welcher Klotz wo hingehört, welcher zu welchem passt. Jedes Viertel schien aus einem anderen Stoff zu bestehen, einen anderen Luftdruck zu haben, eine andere psychische Aufladung: die strahlenden Lichter und verlassenen Läden, die Sozialbauten und Luxushotels, die Feuerleitern und Stadtparks. Ich sortierte weiter, vergeblich, bis die Formen ineinander verschmolzen und abstrakte Gestalten annehmen, die nichts mehr mit der tatsächlichen Stadt zu tun hatten. Erst dann begann mein hektisches Gehirn, endlich Gnade zu zeigen und Ruhe zu geben, und traumloser Schlaf überfiel mich.

Die Spaziergänge erfüllten ein Bedürfnis: Sie erlösten mich von der Atmosphäre strenger Reglementierung bei der Arbeit, und als ich ihren therapeutischen Wert einmal erkannt hatte, wurden sie zur Normalität, und ich vergaß, wie mein Leben gewesen war, bevor

ich damit begonnen hatte. Die Arbeit war bestimmt von Perfektion und Kompetenz, für Improvisation war kein Platz, Irrtümer wurden nicht geduldet. Mein Forschungsprojekt – eine klinische Studie über affektive Störungen bei älteren Menschen – interessierte mich sehr, doch es verlangte mir eine Akribie ab, wie ich sie zuvor nicht hatte aufbringen müssen. Die Straßen boten einen willkommenen Ausgleich. Jede Entscheidung – wo ich nach links abbog, wie lange ich gedankenverloren vor einem verlassenem Gebäude stand, ob ich den Sonnenuntergang über New Jersey beobachtete oder durch die Schatten auf der East Side schlenderte und nach Queens hinüberschaute – war letztlich unerheblich und daher eine Erinnerung an Freiheit. Ich durchquerte die Viertel, als wollte ich sie mit meinen Schritten vermessen, die U-Bahnhöfe dienten als Leitmotive meiner ziellosen Bewegung. Der Anblick von großen Menschenmassen, die eilig in unterirdische Kammern drängten, befremdete mich immer wieder aufs Neue, es kam mir vor, als ob die gesamte Menschheit, einem widernatürlichen Todestrieb folgend, in fahrende Katakomben hastete. Unter freiem Himmel teilte ich meine Einsamkeit mit Tausenden, in der U-Bahn, in unmittelbarer Nähe fremder Menschen, einander rempelnd im Kampf um Platz und Luft zum Atmen, unerkannte Traumata auslebend, intensivierte sie sich.

An einem Sonntagmorgen im November brachte mich ein Streifzug durch die relativ ruhigen Straßen der Upper West Side zum weiträumigen, sonnen-durchfluteten Columbus Circle. Die Gegend hatte sich in jüngster Zeit verändert: Die Zwillingstürme des Time Warner Center hatten die Plaza zu einem kommerziellen Standort und Anlaufpunkt für Touristen werden lassen. Der in rasender Geschwindigkeit hochgezogene Gebäudekomplex war gerade eröffnet worden und gefüllt mit Läden für maßgeschneiderte Hemden, Designeranzüge, Schmuck, Gourmet-Küchengeräte, handgefertigte Lederaccessoires und importierte Dekorationsartikel. In den oberen Etagen befanden sich einige der exklusivsten Restaurants der Stadt und boten Trüffeln, Kaviar, Kobe-Steaks und hochpreisige Menüs an. Die Wohnungen in den Stockwerken darüber gehörten zu den teuersten in ganz Manhattan. Die Neugier hatte mich ein- oder zweimal in die Läden getrieben, aber die Preise und das, wie ich fand, protzige Ambiente hatten mich davon abgehalten, wieder herzukommen. Bis zu diesem Sonntagmorgen.

Es war der Tag des New York Marathon, daran hatte ich nicht gedacht. Ich war überrascht, als ich die vielen Menschen auf dem runden Platz vor den Glas-türmen sah, ein massiver, erwartungsvoller Pulk, der in Richtung des Zielbereiches drängte. Die Straße, die

vom Platz weg nach Osten führte, war gesäumt von Schaulustigen. Weiter westlich war eine Bühne aufgebaut. Zwei Männer stimmten gerade ihre Gitarren, ließen die Akkorde ihrer elektronisch verstärkten Instrumente silberhell aufeinander antworten. Banner, Plakate, Fahnen und alle möglichen Wimpel flatterten im Wind, Polizisten auf Pferden mit Scheuklappen steuerten den Auflauf mit Absperrbändern, Trillerpfeifen und Handzeichen. Sie trugen nachtblaue Uniformen und dunkle Sonnenbrillen. Die Menschen um sie herum waren bunt gekleidet, ihre in der Sonne flimmernden grünen, roten, gelben und weißen Kunstfasern taten meinen Augen weh. Um dem Getümmel zu entkommen, ging ich zum Shopping Center. Neben all den Armani- und Hugo-Boss-Stores gab es im zweiten Stock auch einen Buchladen, wo ich, wie ich hoffte, ein bisschen zur Ruhe kommen und vor dem Heimweg noch einen Kaffee trinken konnte. Aber vor dem Eingang drängten sich die Menschen, und die Absperrungen machten es unmöglich, in die Türme zu kommen.

Ich entschloss mich, stattdessen einen früheren Lehrer zu besuchen, der in der Nähe wohnte, am Central Park South, weniger als zehn Fußminuten entfernt. Mit seinen neunundachtzig Jahren war Professor Saito der älteste Mensch, den ich kannte. Er hatte mich unter seine Fittiche genommen, als ich am Maxwell College

anfang. Damals war er zwar schon emeritiert, kam aber weiterhin jeden Tag auf den Campus. Er musste etwas in mir gesehen haben, das ihn glauben ließ, sein feinsinniges Forschungsfeld (frühe englische Literatur) wäre an mich nicht verschwendet. In dieser Hinsicht war ich zwar eine Enttäuschung, aber er war so freundlich, mich mehrmals in sein Büro einzuladen, obwohl ich in seinem Seminar über englische Literatur vor Shakespeare nur mäßig abgeschnitten hatte. Damals hatte er gerade eine aufdringlich laute Kaffeemaschine installiert, also tranken wir Kaffee und redeten: über verschiedene Interpretationen des *Beowulf*, später über die antiken Klassiker, die endlosen Mühen der Wissenschaft, die Tröstungen der akademischen Welt und über sein Studium kurz vor dem Zweiten Weltkrieg. Jenes letzte Thema lag außerhalb des Bereiches meiner eigenen Erfahrungen, vielleicht interessierte es mich deshalb am meisten. Der Krieg brach aus, als er gerade seine Promotion abschloss, und er war gezwungen, England zu verlassen und in den pazifischen Nordwesten zurückzukehren, wo er aufgewachsen war. Gemeinsam mit seiner Familie wurde er im Minidoka-Lager in Idaho interniert.

Rückblickend erscheint es mir so, dass bei diesen Gesprächen hauptsächlich er redete. Sie waren eine Unterweisung in der Kunst des Zuhörens, und sie lehrten mich, aus dem Ungesagten die Umrisse einer

Geschichte zu skizzieren. Professor Saito erzählte selten von seiner Familie, dafür umso mehr von seinem Leben als Gelehrter, seinen Einstellungen zu den wichtigen Fragen seiner Zeit. In den 1970er Jahren hatte er eine kommentierte Übersetzung von *Piers Plowman* vorgelegt, die sich als sein größter akademischer Erfolg erweisen sollte. Er sprach darüber mit einer eigentümlichen Mischung aus Stolz und Enttäuschung. Auf ein anderes, unabgeschlossen gebliebenes Großprojekt spielte er an, ohne näher darauf einzugehen. Manchmal ging es auch um Universitätspolitik. Ich erinnere mich an einen Nachmittag, an dem es ausschließlich um eine ehemalige Kollegin ging, deren Name mir schon damals nichts sagte und heute nicht mehr einfällt. Diese Frau war aufgrund ihrer Aktivitäten während der Bürgerrechtsbewegung bekannt geworden und, zumindest zeitweise, zur Campus-Berühmtheit avanciert, sodass ihre Seminare aus allen Nähten platzten. Er beschrieb sie als intelligente, sensible Person, mit der er sich aber nie einig war. Er bewunderte sie und wurde trotzdem nicht warm mit ihr. Es ist ein Rätsel, sagte er zu mir, sie war eine gute Wissenschaftlerin, und sie stand bei den Kämpfen der Zeit immer auf der richtigen Seite, aber ich konnte sie einfach nicht ausstehen. Aggressiv und selbstsüchtig war sie, Gott hab sie selig! Aber man darf ja hier nichts gegen sie sagen. Sie gilt immer noch als Heilige.